

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Aus Bourbaki-Zeiten [Fortsetzung]
Autor: Wagner, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus Bourbaki-Seiten.

Nachdruck verboten.

Erinnerungsbilder von Dr. Rudolf Wagner, Hausen a. Albis.

VI. In Orbe. Bilder von der „Berejina“. Pferdeleidend.

Drei Tage und zwei Nächte hindurch dauerte nun der Einmarsch von annähernd 35,000 Mann der französischen Ostarmee, ohne Einberechnung der zahlreichen Verpflegungswerke, die durch den Jougnepaß in die Schweiz übergetreten. Als einzige Stappenstraße bot sich der Weg hoch über dem linken Ufer der Orbe, über Ballaigues und Lignerolle, eine Heerstraße, die bis zum Austritt der Orbe ins Tal keine Abzweigung hat. Nur gleich nach dem Paß führt eine Nebenstraße am rechten Ufer der Orbe nach Vallorbe; dort aber hört sie auf, und die Fortsetzung nach Süden geht nur mit einem Saumpfad, steil hinan, nach dem Lac Brenet und Vallée de Joux. Der Strom der Heereskolonnen mußte sich also in ungeteiltem Lauf bis nach Orbe hinunter ergießen. Hier erst verzweigte sich die Straße nach drei Richtungen: direkt nach Osten auf die Station Chavornay, nach Norden gegen Yverdon und nach Süd auf La Sarraz. In allen drei Richtungen war aber nur dieselbe für die weitere Internierung allein benutzbare Eisenbahnlinie Neuenburg-Lausanne erreichbar. Diese Tatsachen mögen einigermaßen die verhältnismäßige Langsamkeit erklären, mit der die Invasion an der Südpforte vor sich ging. Weit mehr aber war noch die Verfassung und erschöpfte Leistungsfähigkeit der Bourbakitruppen dafür verantwortlich.

Wer in der Schweiz diese blaffen, ausgemergelten, zum großen Teil blutjungen „Moblots“ erst einige Tage später, nachdem sie gehörig gefüttert, zu Gesicht bekam, der kann sich keinen annähernden Begriff davon machen, wie diese Mannschaft unmittelbar nach ihrem Eintritt ausgesehen.

Die beiden kleinen Ortschaften am Wege vom Paß bis nach Orbe waren selbstverständlich punkto Verpflegungsfähigkeit sofort ausgepumpt, und so mußten denn die Kolonnen durch die kalte Winterlandschaft sich immerzu langsam talwärts schleppen.

So kam es, daß ganze Regimenter während zwei Tagen bis nach Orbe nichts Warmes mehr genossen hatten.)

Unaufhaltsam ergossen sich die Massen durch die verschneite Bergstraße hinunter. Schleppend marschierten all die fast völlig Erschöpften und Maroden, mit dem Tornister auf dem Rücken, in den oft stockenden Kolonnen mit Selbst ganz Schwerfranke, mit Dysenterie, Typhus oder gar Blattern behaftet, oft in eigentlichen Fieberdelirien, taumelten in den Reihen mit, bis sie schließlich völlig erschöpft zur Seite sanken und liegen blieben, bis Samariterhilfe sie irgendwo unter Dach brachte.

Die einer kurzen Pflüge am meisten bedürftigen Regimenter

wurden durch die Hauptstraße des Städtchens geführt. Es wurde ihnen meist mehrstündige Rast gewährt, und glänzend bewährte sich da der Wohltätigkeitsinn der Einwohner des alten Orbe. Tag und Nacht brodelten vor den Haustüren in den beschneiten Straßen Kessel in jeglicher Form, bis zu Waichfesselgröße, gefüllt mit stets sich erneuernden Suppen, Kaffee, Tee etc. Die Frauen der Stadt, von den vornehmsten bis zu den geringsten, mühten sich, den armen Bourbakis das erste warme Labial zu spenden, während die Männer Stroh in alle möglichen verfügbaren Räume ausbreiteten, um die Maroden und Kranken, die nicht mehr weiterkonnten, momentan unter Dach zu bringen.

Weniger erschöpfte Regimenter machten am Fuß des Stadthügels nur kurze Rast und wurden dann in einer der drei geschilderten Richtungen zur Internierung weiterverkört.

In dieser Weise setzte sich der Einmarsch der Bourbakis in den ersten drei Februar Tagen bei Orbe unaufhörlich fort, zwar mit Unterbrechungen und längern Pausen, abwechselnd bald Fußtruppen, dann wieder ein Regiment Reiter und am 4. Februar vorwiegend Artilleriemannschaften. Während der beiden Nächte kaniptierten einzelne Regimenter am Fuße des Stadthügels im Schnee, umringt von Lagerfeuern und von unsern Wachtposten.

So deutlich und unvergeßlich steht das Bild dieses Durchmarsches vor meiner Erinnerung!

Die verschiedenen Regimenter, die, in Marschkolonne gestaut, zu vielleicht eine Stunde langer Rast die Hauptstraße des Städtchens anfüllten! Meist blutjunge Leute, kaum von Mittelgröße, vor kurzem erst aufgebotene Mobilgarden, in guten, relativ neuen Uniformen, mit sehr dichten, rauhaarigen Mänteln mit Kapuzen versehen. Wochenlang waren sie bei großer Kälte im tiefen Schnee herumgehegt worden! Wie manche Winternacht hatten sie im Schnee kaniptiert, und wie viele Tage waren wohl seit einer letzten regelrechten Verpflegung hingegangen! Mit unsäglich dankbaren Blicken nahmen die armen, frierenden Jungen ihre von den mildtätigen Frauen mit Suppe etc. gefüllten Gamellen wieder in Empfang.

Die ganze Luft der Gassen, in denen die Bourbakis verweilten, ward angefüllt mit einem undefinierbaren scharfen Geruch von den seit Wochen wohl nie mehr ganz trocken gewordenen Uniformen, dem Lederzeug, den ungewaschenen Menschenkörpern, kurz, es bildete sich ein ganz charakteristischer „Bourbaki-Geruch“, der mehrere Tage nachher noch überall haftete, wo sie durchgezogen waren.

Ein mar- und beinererschütterndes Husten und Auswerfen begleitete die Truppen beständig, und solange die gleiche Schneedecke anhielt, sah man vom Hügel von Orbe aus deutlich die Marschrouten der Bourbakis als Schmutzstreifen in der weißen Winterlandschaft, zu beiden Seiten durch die Defektionen der in den Kolonnen noch mitmarschierenden Typhus- und Ruhrkranken gelblich und rötlich gefärbt. Seltener bezeichnete ein größerer Blutpfleck im Schnee die Stellen, wo ein armes Bourbakipferd zusammengebrochen war und unter dem Gnadenschuß eines unserer Milizen verendet hatte. All diese Bilder mögen wohl verzeifelt viel an den Rückzug der „Großen Armee“ aus Rußland erinnern!

Das Hauptquartier unserer fünften Division war in der historisch merkwürdigen „Maison de ville“ des alten Städtchens eingerichtet, und hier meldeten sich auch regelmäßig die Kommandanten und Stabsoffiziere der durchziehenden Regimenter der französischen Ostarmee. Darunter fanden sich viele echt militärische, interessante, weißhaarige Erscheinungen, meist vorzüglich beritten und in prächtigen Pelzmänteln und beneidenswerten Reistiefeln aus hellbraunem Fuchsen, mit Pelzwerk gefüttert.

Den Soldaten der Ostarmee waren die Waffen gleich beim Eintritt über die Grenze abgenommen und sodann nach bestimmten Stapelplätzen im Landesinnern gebracht worden. So sah ich auch nach einigen Tagen im Schloß zu Grandson eine Sammlung von vielen Tausenden von Peabodygewehren der Bourbakiarmee aufgestellt, lauter neue, amerikanische Waffen, die meisten, ohne daß daraus in diesem Feldzug ein einziger Schuß abgegeben worden war.

Den französischen Offizieren nahm man beim Uebertritt



Aus einem Skizzenbuch von Jacques Buch,
Schwanden-Paris.

ebenfalls die Degen ab und beförderte diese nach unserm Hauptquartier. Darunter fanden sich Degen und Säbel von allen möglichen Sorten, oft wertvolle, seltene Stücke. Schon mit dem zweiten Tag wurden aber den Offizieren ihre Degen gegen Ehrenwort wieder zugestellt, ebenso auch dem Regiment der Hellblauen Gendarmes zu Pferde. Dies war nämlich ein zum Polizeidienst verwendetes Regiment von Berufssoldaten, ein richtiges Elitekorps. Man ersah dies auf den ersten Blick schon daraus, daß sie selbst in diesen letzten verzweifeltsten Verhältnissen immer noch für gehörige Verpflegung wenigstens ihrer Pferde zu sorgen gewußt hatten. Ihre vorzüglichen, kräftigen Reittiere befanden sich im Vergleich zu dem jammervollen Zustand der meisten übrigen Pferde durchwegs in guter, leistungsfähiger Verfassung. Die sämtliche Mannschaft dieses Regiments Gendarmes, lauter hochgewachsene, dienstgewohnte intelligente Leute, wurde von uns in diesen schwersten Tagen zu Ordonnanzdiensten zc. verwendet und erwies sich als äußerst brauchbar.

Auch an ein leichtes Regiment Reiter auf dem Durchmarsch erinnere ich mich deutlich, weil dieses immer noch einen guten Eindruck machte. Sie ritten alle auffallend kleine, leichte „Berberpferde“, meist Hengste, die, obgleich fast ohne jeden Stollen an den Eifen, mit merkwürdiger Sicherheit auf dem glatten, gefrorenen Boden dahinschritten.

Sonst aber befand sich die große Mehrzahl der „Bourbakigäule“ in einem unbeschreiblich herabgekommenen Zustand. Völlig erschöpft, aufs äußerste abgemagert waren die Pferde alle. Einzelne brachen sogar auf dem Marsch zusammen. Die meisten zeigten keine Spur mehr von Schweif- und Mähnenhaaren; sie hatten sich diese gegenseitig, besonders nachts, abgefressen.

In der Nacht vom 2. Februar mußten etwas über dreihundert Bourbakipferde im Städtchen Orbe verweilen. Aus dem kantonalen Depot hatte man neue hässliche Halfter bezogen und die Tiere damit auf dem Promenadenplatz an eingeraumten, neuen Latenzäunen festgebunden. Am Morgen aber wanderten die halbverhungerten Gäule frei im ganzen Städtchen herum. Sie hatten sich gegenseitig die hässlichen Halfter und Stricke abgefressen und die Zaunlatten fast aufgefressen. Die prächtigen alten Rhorn- und Ulmenbäume auf der Promenade waren so hoch hinauf, als die Pferdegebäue reichen konnten, bis auf den Bast hinein rings angefressen und gingen später zum größten Teil ein. Vom Fenster meines Quartiers aus sah ich im Morgengrauen wohl ein Duzend der elenden Gäule im Hof gierig damit beschäftigt, einen großen Stof Pferde- dünger vor unser Stallung zu verzehren. In derselben Nacht sollen zu Vallorbe die Bourbakipferde durch Benagen eines neugebauten Güterschuppens der damals noch nicht eröffneten Eifenbahn einen Schaden von mehreren tausend Franken verursacht haben.

Das jammervollste Bild von Pferdeelend ist mir aber geblieben aus der Begegnung mit einer Kolonne von Verpflegungsfuhrwerken, die in diesen Tagen südwärts, über Aubonne, direkt wieder nach Frankreich dirigiert wurde. Ein nicht erdenklicher Zug von meist zweirädrigen Karren kroch schneefast südwärts durch die neblige Winterlandschaft. In den zum größten Teil mit Zeltleinwand überdeckten, meist leeren Karren kauerten schlatternd die zerlumpten, nicht uniformierten Fuhrleute. Die hohen Räder knirschten und quietschten durch den gefrorenen Schnee; ihre Räder und Speichen waren von den zunächst folgenden Zugtieren oft so tief angenagt, daß es rätselhaft schien, wie sie noch imstande waren weiterzurollen. Bei dem so häufig vorkommenden Anhalten des traurigen Zuges machten sich die elenden Maultiere und Klepper (alle schon längst ohne Schweif und Mähnenhaare) regelmäßig sofort wieder aus den Benagen der Räder und Zeltüberzüge der vor ihnen haltenden Karren.

VII. Erinnerungsbilder in „Clair-obscur“. Lazarette. Der kleine Turko. Ambulanz in Montchoisy.

Der Uebertritt der rings von deutschen Heeresmassen hart bedrängten, desorganisierten französischen Ostarmee erscheint mir jetzt im Erinnerungsbild ähnlich dem Einbruch einer trüben Hochflut durch eine nachgiebige Stelle der schützenden Dämme in friedliches, angebautes Land.

Im Vorhergehen habe ich versucht in flüchtigen „Kleinair“-Skizzen einen allgemeinen Eindruck von diesem Hereinbruch in den drei ersten Februartagen 1871 zu fixieren. Das Bild veränderte sich aber verhältnismäßig rasch mit der Ver-



Aus einem Skizzenbuch von Jacques Rich, Schwanden-Paris.

teilung des gedrängten Stromes der einmarschierenden Regimenter und ihrer geordneten, gleichmäßigen Internierung in der ganzen Schweiz.

Schon nach vierundzwanzig Stunden, nachdem sie wieder einmal gehörig gepflegt, genährt und etwas ausgeruht waren, sahen die Bourbakis auch schon ganz anders aus.

Mehr in „Clair-obscur“-Manier möchte ich aber noch an die Fixierung einzelner Erinnerungsbilder aus den ersten paar Tagen des Einmarsches der Bourbakis gehen, von Bildern, die zwar nicht allgemein augenfällig wurden, mir indes bei meiner Stellung im Divisionsstab und meiner persönlichen Eigenschaft als Arzt besonders intim nahegetreten sind.

Bereits ist erwähnt, wie in den einmarschierenden Kolonnen oft Schwerkranken, solche mit Dysenterie, Typhus, Blattern, selbst schon im Fieberdelirium, den Saß auf dem Rücken, noch mit durch die Schneepfade gezogen kamen, bis sie schließlich zusammenbrachen und von Kameraden oder sonst mitleidigen Seelen irgendwie unter Dach gebracht wurden. Ich möchte hier an das rührend schöne Gemälde unseres Künstlers Albert Anfer erinnern: „Kranke Bourbakis“ im Val Travers, in einem Kuhstall, von Bauern verpflegt*).

Es ist ja so gut erklärlich, daß nur der eine Gedanke diese armen, kranken Jungen bis zur Aufreißung der letzten Kraft anspornte: Nur nicht hier oben liegen bleiben, nur nicht hier oben sterben! Hatten doch selbst unsere eigenen Truppen in den Freibergen schon einen Vorgeismack bekommen von den russischen Verhältnissen auf den Jurahöhen bei dieser Winterkälte!

Nach unserer oberflächlichen, aber jedenfalls nicht zu hohen Schätzung mögen in den drei ersten Tagen des Uebertritts zwischen dem Jougnepaß und der Bahnlinie bei Orbe wohl fünfzehnhundert franke und marode Bourbakis aus den Kolonnen zurückgeblieben sein. Etwas über die Hälfte davon, momentan gänzlich erschöpft oder durch den sogenannten „Bourbakikatarh“ härter mitgenommen, schloß sich nach kürzerer oder etwas längerer Rast und Abzug wieder irgendeinem der Regimenter auf dem Weitermarsch an, und es blieb uns bald nur noch die immerhin große Zahl der schwer Erkrankten zurück.

Die Ambulanzsektion 14 unserer Division war im Collège des Städtchens Orbe etabliert. Selbstverständlich konnte ihr Sanitätsmaterial, in erster Linie für den Dienst bei der eigenen Truppe bestimmt, nicht weit reichen. Das unbedeutende Hospital des Städtchens selbst war in höchst mangelhaftem Zustand. So hieß es denn: A la guerre, comme à la guerre! Für den

*) s. die Kunstbeilage zwischen S. 176 und 177.

plötzlichen Andrang der vielen Hundert Bourbakifranke und Maroder mußten Massenunterkunftsräume geschaffen werden.

Im Schiff der interessanten alten Schloßkirche, die nicht mehr zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt ward, im Theater-saal des Kaffinos, in den noch unbewohnten Räumen eines neu-erbauten Hauses, selbst in Sälen und Korridoren von Privat-häusern wurden einfach Strohlagen ausgebreitet und mit den eingebrachten Bourbakis belegt.

Am 2. Februar gelangten vom Bureau des Oberfeldarztes in Bern zwei Depeschen an den Divisionsarzt, in denen eine sanitärische Untersuchung sämtlicher einziehender Truppen der französischen Ostarmee angeordnet und unser Divisionsarzt für die Durchführung einer Isolation aller ansteckenden Kran-ken verantwortlich erklärt wurde. Aus meinen bisherigen Schilderungen wird aber klar genug hervorgehen, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit war. In den ersten paar Tagen konnten überhaupt nicht einmal die eingelieferten Kranken gehörig ärzt-lich untersucht oder gar behandelt werden. Ihre Unterbringung in geschützten Räumen auf Stroh und die erste Sorge für Er-nährung und etwas geregelte Krankennahrung war das einzig Dringende.

Den Fernerstehenden konnte überhaupt die momentane Lage unmöglich verständlich sein. Um nur ein Moment anzuführen: es war beispielsweise der telegraphische Verkehr mit den Zentral-Kommandostellen ein äußerst schwieriger. Um eine Depesche aufzugeben, mußte ich mir durch zwei Mann unserer Wache den Weg bis zum Telegraphenbureau durch die von Bourbakis in gedrängten Kolonnen angefüllten Gassen vorweg bahnen lassen. In welcher Ausführung wir oft die Antworten durch die, des Deutschen nur unvollkommen mächtigen Telegraphisten erhielten, mag folgendes Muster zeigen. Bei unserm Mangel an Ambulan- material oder Spitalausrüstung hatten wir uns an das Bureau des Oberfeldarztes gewandt und erhielten darauf buchstäblich folgende Depesche zur Antwort:

„Orbe de Neuchâtel

Nr. 871 Consigné le 3. Février 1871 5 h. du soir Di-visionsarzt Gut Orbe.

Sind vorläufig mit Ambulancematerial für ein Spital wird gewütscht? Lehmann Oberfederal.“

Aus dieser Depesche war kaum etwas anderes mit Sicherheit zu entnehmen, als daß der Telegraphist aus dem letzten Wort „Oberfederal“ ein „Oberfederal“ gemacht.

Da galt es eben aus eigener Initiative und mit der Unter- stützung der über alles Lob erhabenen privaten Wohltätigkeit der Einwohner von Orbe möglichst Wandel und Ordnung zu schaffen.

Vor allem mußten die Blatternkranken isoliert werden. Dazu stellte man uns das Gebäude der Schützen-gesellschaft, das sogenannte Buissoire, unmittelbar am Fluß Orbe unter- halb des Städtchens gelegen, zur Verfügung. Vier mit Blattern erkrankte Bourbakis und ein Mann von unsern eigenen Truppen wurden in diesem Schützenhause interniert. Ich sehe mich noch heute, wie ich dort unten den armen Teufeln meinen ersten Besuch machte, in Uniform, an jeder Hand einen tüchtigen Kessel voll warmer Suppe. Das war freilich beileibe kein persönliches Bravourstück von mir! Genau vor zehn Jahren

hatte ich selbst in München die Blattern durchgemacht, deren Infektion ich mir auf Oppolzers Klinik in Wien geholt. Ich war also gegen Infektion wohl sehr immun.

Mehr Schwierigkeiten hatte ich aber, hier für die Blattern- kranken passende Pflege- und Bedienungsmannschaft zu finden. Beim Inspektionsgang im Lazarett des Kaffinotheatersaals ent- deckte ich am selbigen Abend noch einen Infirmier der Bour- bakis, der zufällig seit kurzem Konvaleszent von Blattern war, wie sein Gesicht und seine Hände deutlich zeigten. Das war mein Mann, und den kommandierte ich sofort als Wärter ins „Buissoire“.

Ein unvergeßliches Bild aus Bourbakizeiten prägte sich mir auch noch beim gleichen Inspektionsgang im Theatersaal zu Orbe ein. In der Reihe der Kranken und Maroden, die da auf dem Strohlager saßen und lagen, fiel mir ein reizender, kleiner Turko auf. Da saß er in seiner grellen Uniform, den roten Fetz auf dem dunkeln Krauskopf, mit fast schwarz ge- bräuntem Teint, ein Knabe von höchstens fünfzehn Jahren. Der kleine Originalaraber gehörte als Tambour zu den Spiel- leuten seines Regiments, vielleicht war's auch ein „Regiments- find“.

Unsjäglich bittend schauen die großen dunkeln Augen des Jungen auf mich. Ich wende mich fragend nach dem mich beglei- tenden Wärter und erhalte achselzuckend die lakonische Antwort: „Pied gelé“. Ich lasse den in schmutzige Lumpen gebundenen Fuß des kleinen Turkos enthüllen, mit ihm selbst gelingt es mir nicht in ein Gespräch zu treten; denn er kennt nur „arabisch“ und wenige Brocken französisch. Beständig aber reckt er mir die gefalteten Kinderhände entgegen und wimmert flehentlich: „Oh, mon régiment, mon régiment!“

Am franken Fuß waren drei Zehen total erfroren, ganz schwarz, mit Trockenbrand und deutlicher Demarkationslinie. Mit solchem Fuß mußte der junge Araber schon lange seinem Regiment durch Eis und Schnee bis hieher gefolgt sein, und auch jetzt ging all seine Sehnsucht nur nach seinem Regiment. Ich ließ den Fuß frisch verbinden und empfahl den Knaben ganz speziell dem Infirmier. Vor dem Morgengrauen war indes der kleine Turkotambour unversehens aus dem Lazarett ent- wichen, trotz seiner drei brandigen Zehen. Wahrscheinlich hat er sich am frühen Morgen auf der Suche nach seinem Regiment der ersten durchmarschierenden Kolonne angeschlossen und soweit mitgeschleppt, als es eben ging. Ich konnte nie mehr Näheres über ihn erfahren; doch das Bild des geschmeidigen, braunen Jungen in seiner bunten Uniform blieb in meiner Erinnerung haften, und immer noch vermag ich sein flehentliches: „Oh, mon régiment, mon régiment!“ zu hören.

Wo aber steckte denn eigentlich in diesen Tagen das zur Ostarmee gehörende französische Sanitätspersonal? So fragte ich mich damals immer. Die Zahl der Militärärzte war wohl bei dieser „aus der Erde gestampften“ Armee an und für sich eine verschwindend kleine gewesen; ein Teil mag vielleicht, auf die „Genferkonvention“ sich berufend, vor dem Uebertritt in Frankreich verblieben sein, und die mit den Bourbakis ein- marschierenden Aerzte hielten sich einfach zu den Gruppen ihrer Offiziere, ohne sich weiter um die unglückliche Mannschaft zu kümmern. (Schluß folgt).

❧ Frühlingssonne ❧

Frühlingssonne schaut durchs Fenster,
Schaut ins Herz und lacht mich aus,
Weil des Winters Nachtgespenster
Spuken noch in diesem Haus,
Weil die Angst, die Kraft versage
Für des Lebens schwere Last,

Mich sogar am hellen Tage
Oft mit Geisterhänden faßt.
Und die Sonne zeigt den Spaten,
Der durchs tiefste Dunkel sticht,
Und sie fordert Heldentaten,
Duldet müde Träumer nicht!

Nanny von Escher, Albis.

